

Richard Wagner

Rumänien, Stunde eins

|| Randlage, Regionalismus, Orthodoxie

Seit Januar 2007 ist Rumänien EU-Mitglied, das siebenbürgische Hermannstadt/Sibiu ist Kulturhauptstadt Europas. Dazu wurde es vor drei Jahren zusammen mit Luxemburg gekürt. Das mag im erweiterungsmüden, von Hysterien geplagten EU-Europa nicht viel bedeuten. In Rumänien könnte das Ereignis aber manches bewegen. Denn Hermannstadt leuchtet. Keine große Kunst, wird man sagen, bei dem Geldsegen, den der Titel europäische Kulturhauptstadt mit sich bringt. Dies zu behaupten wäre allerdings voreilig. Das große Ereignis ist nicht der Grund für den Aufschwung vor Ort, es ist vielmehr seine Folge. Schon ein flüchtiger Blick auf das Stadtleben läßt einen ahnen: Das Wunder ist älteren Datums.

Wie aber ist die erstaunliche Entwicklung nach 1989 in der 170 000 Einwohner zählenden Stadt zu erklären? Die wichtigste Voraussetzung, die Hermannstadt durch seine Bewohner, nach dem Ende der Gleichmacherei, ins postkommunistische Chaos einbrachte, war wohl eine historisch gewachsene Gelassenheit. Hermannstadt ist nie ein Zentrum ethnischer Polarisierung gewesen. Seine siebenbürgisch-sächsische Prägung hat ihm eine dauerhafte Beschaulichkeit beschert. Man wußte immer schon die Seßhaftigkeit mit der Neugier produktiv zu verbinden. Auch nach dem Weggang des größten Teils dieses Völkchens solidarischer Bauern und blitzgescheiter Bürger ist das von ihm geprägte Lebensgefühl offenbar erhalten geblieben. Es hat den Genius loci gefestigt.

Warum Hermannstadt leuchtet

Hermannstadt hatte zwar kaum akademische Traditionen aufzuweisen, verkörperte dafür aber das Zentrum der evangelischen Kirche der Sachsen, der Deutschen Siebenbürgens. In deren Gemeinschaft, die seit dem 12. Jahrhundert bestand, waltete ein verhaltener Reformationsgedanke, dem das lutherische Poltern weitgehend abging, der aber Bildung und Wissen zu pflegen verstand und, nicht zuletzt, das Arbeitsethos.

Die Stadt blieb von der lautstarken, für Siebenbürgen beinahe schon sprichwörtlichen Auseinandersetzung zwischen Rumänen und Ungarn weitgehend verschont. Es gab zu wenige Ungarn in der Stadt, und die der orthodoxen oder der unierten Kirche verbundenen rumänischen Intellektuellen des Ortes widmeten sich

zunächst dem Volksbildungsideal, um sich später, im 20. Jahrhundert, vor allem der Poesie und der Philosophie zuzuwenden.

Diese Neigungen tobten sich allerdings mehr in den Ortschaften der nahegelegenen Karpaten aus als in der Stadt selbst. Die wie immer unwandelbare Orthodoxie, ihre Denkfiguren des Feierlichen, verbargen die Protagonisten in vielfältigen Nischen, in denen sich die Volkskultur philosophisch befragen ließ.

1990, als, mit der Öffnung der Grenzen, fast die gesamte deutsche Minderheit Rumäniens – evangelische Siebenbürger Sachsen und katholische Banater Schwaben – die Koffer packte, blieben in Hermannstadt vergleichsweise mehr Deutsche zurück, auch Intellektuelle. Das von Auswanderern oft genug belächelte Gefühl des Beharrens auf dem ehemaligen „Königsboden“, wie die Sachsen ihr mehr oder weniger imaginäres Territorium nannten, sollte aber bald belohnt werden.

In Hermannstadt wuchs sich der sprichwörtlich gute Ruf der Deutschen Rumäniens zum Mythos aus. Seit Jahren konfiguriert sich dort etwas, das alle Klischees der Völkerverständigung zu erfüllen scheint. Die auf dem Balkan vielgelobten deutschen Sekundärtugenden verschafften der deutschen Restminderheit sogar ein politisches Mandat. So wird die Brücke, die die Minorität seit jeher in den Tischreden der Diplomaten darstellt, doch noch gebaut.

Die meisten Kontakte, jedenfalls was Finanzierung und Investitionen angeht, sind über die deutsche Minderheit und ihren Mythos zustande gekommen. Bis hin zum potenten Partner beim Kulturhauptstadt-Event: Luxemburg. Dieses verbindet mit Hermannstadt die Herkunft der Sachsen aus dem Moselgebiet und die frappierende Ähnlichkeit der Dialekte in Siebenbürgen und Luxemburg.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle für das Hermannstädter Wunder spielen in die Bundesrepublik Deutschland ausgesiedelte Sachsen, die sich in den 90er Jahren hier wieder umgeschaut haben; Menschen, die, nicht ganz frei von Nostalgie, die Möglichkeiten nutzen wollten, die das heruntergewirtschaftete Land, bei relativ geringen Investitionssummen, zu bieten hatte.

So pendelte bald eine Handvoll Umtriebiger zwischen der neuen und der alten Heimat hin und her. Die Wanderer zwischen den Welten verknüpften Interessen und Emotionen, belächelten wie eh und je den balkanischen Schlendrian, dem sie durchaus Paroli zu bieten wußten. Sie haben, trotz aller Hindernisse, Beachtliches geleistet. Für die Stadt und für sich selbst. Manche sprechen von Seilschaften.

Das Ausschlaggebende aber war, daß die rumänische Mehrheitsbevölkerung die grenzüberschreitenden Potenzen der Deutschen erkannte und ihnen das politische Vertrauen aussprach – ein historisch einzigartiger Vorgang. Einer der letzten daheim gebliebenen Sachsen, der gelernte Physiker Klaus Johannis, ist seit 2000 erfolgreicher Bürgermeister der Stadt. Der erklärte Lokalpatriot versteht sich ausdrücklich beiden Seiten verbunden.

Hermannstadt markiert einen Ort des Gleichgewichts. Es eignet sich bestens, um das von manchen gefürchtete Neumitglied der Europäischen Union, Rumänien,

von einer überraschenden Seite zu zeigen, ohne Vampirismus und Balkanschmäh, Pferdefuhrwerk und Straßenkinder. Und das mit Hilfe einer aus dem Mittelalter heraufgewachsenen Stadt, einer deutschen Gründung, mit einem architektonischen Kern, der abendländischer nicht sein könnte. Ein Ort, wie geschaffen für die „3. Europäische Ökumenische Versammlung“, die hier unter dem Motto „Das Licht Christi scheint auf alle“ im September 2007 stattfinden wird. Es geht dabei vor allem um das Wirken der Christen und ihrer Kirchen für das Zusammenwachsen Europas, um die Feier des gemeinsamen Glaubens.

Gewiß, Hermannstadt ist nicht Rumänien, nicht einmal Siebenbürgen. Das Kulturhauptstadt-Event verhilft aber dem Land insgesamt zu mehr Selbstbewußtsein, es erleichtert nicht zuletzt auch den Europäern die Akzeptanz der ungeliebten Osterweiterung. In Rumänien spricht man von einem „symbolischen Kapital“, das man mit Hermannstadt zur Verfügung habe.

Die Liste der bedeutenden Rumänen

Als das rumänische Staatsfernsehen in einer Medienaktion im Frühjahr 2006 eine große Umfrage zu dem Thema startete, wer der bedeutendste Rumäne sei, übernahm es zwar ein Format, das bereits in mehreren westlichen Fernsehsendern zum Zug kam, inhaltlich aber bediente es die Traditionsmythen des rumänischen Nationalbewußtseins. Um das zu erkennen, muß man sich nur die Namen ansehen, die in die Endrunde gelangt sind. Nationalistische Staatsmänner und Monarchen überwiegen auf der Zehnerliste. Sie verzeichnet aber auch Richard Wurmbrand, den Gründer der Missionsgesellschaft „Märtyrerkirche“, der lange Jahre im stalinistischen Kerker verbrachte, bevor er in den 60er Jahren freigekauft werden konnte.

Geworben wurde für die Liste, ganz zeitgemäß und im Zeichen der Erlebnisgesellschaft, mit den Vorschlägen heutiger Prominenz. Dabei fällt die Idee des Chefredakteurs einer Bukarester Tageszeitung auf. Der aus Siebenbürgen stammende antikommunistische Intellektuelle schlug den Sachsen Samuel von Brukenthal vor. Eine erstaunliche Eingemeindung ins nationale Konzept angesichts der Tatsache, daß der Aufklärer Brukenthal österreichischer Gouverneur in Siebenbürgen war, allerdings einer, der für den geistigen Fortschritt der Provinz manches getan hat.

Der Vorschlag blieb natürlich ohne Aussicht auf Erfolg, aber er zeigt auch an, wie verwirrend sich der Begriff der Nation im postkommunistischen Rumänien entfaltet. So beschreibt die aktuelle Verfassung Rumänien als einen souveränen und unabhängigen, einheitlichen und unteilbaren Nationalstaat, in dem die Souveränität beim rumänischen Volk liege; in ihr ist aber auch das Recht der ethnischen Minderheiten auf die eigene Identität anerkannt und man bekennt sich zu deren Förderung. Toleranz ist also rechtlich festgeschrieben. Und: Es gibt eine erstaunlich weitgehende Akzeptanz des anderen in Politik, Kultur und Alltag. Der Ungarnverband,

die Partei der größten ethnischen Minderheit Rumäniens, die ihre Siedlungsgebiete vor allem in Siebenbürgen hat, ist seit 1996 entweder an der Regierung beteiligt oder mindestens in einer Unterstützerrolle, jede noch so kleine Minderheit hat ihren Abgeordneten im Parlament. Ob das aber nun ein ausdrückliches Indiz für Veränderungen darstellt oder doch nur Teil der zu beobachtenden allgemeinen Überfrachtung der Diskurse mit demokratischer Symbolik ist, läßt sich nach wie vor schwer sagen. Bleibt die einheimische Rhetorik doch einer gesamteuropäischen Kontrolle unterworfen, von deren Existenz die Akteure natürlich wissen und so auch die als nötig erachteten taktischen Rede-Elemente einsetzen.

Halb-Asien und seine Verräter

Was auf den ersten Blick als ein Aspekt des Rückbaus kommunistischer Gepflogenheiten erscheinen mag, ist ein viel älteres Problem und ein substantielleres, weil es den ewigen Konflikt der europäischen Peripherie beschreibt. Was als Fortschritt ausgerufen wird, erweist sich ein weiteres Mal als Anpassungsprozeß, das meiste wird bis in die institutionellen Prozesse hinein lediglich vom Westen übernommen und ergibt sich kaum aus eigener Entwicklung und Erfahrung.

Das moderne Rumänien wurde als Ergebnis des Ersten Weltkriegs aus sehr unterschiedlich entwickelten und geformten Regionen gebildet, aufgrund der klassischen Nationalstaats-Idee, alle ethnischen Rumänen zusammenzubringen. Die Erkenntnis, daß Sprache viele und vieles eint und über das sonst Trennende hinwegtäuscht, ist bis heute wirksam, ohne in ihrer Komplexität ausreichend wahrgenommen zu werden.

Der Unterschied zwischen den habsburgisch geprägten Regionen wie Siebenbürgen und dem Banat und dem rumänischen Altreich jenseits der Karpaten erscheint als ein Faktum, das seit der Wende immer wieder eine Rolle in der Öffentlichkeit spielt. Während die einen in Bukarest das „Halb-Asien“ des Karl Emil Franzos zu erkennen glauben, der mit seiner plakativen Formulierung am Ende des 19. Jahrhunderts die Unterentwicklung im Osten Europas treffsicher benannte, sehen die anderen in den „überheblichen“ Siebenbürgern unsichere Kantonisten, wenn nicht gar potentielle Verräter an der rumänischen Sache. Je mehr die Gesellschaft sich öffnet, desto deutlicher kommt ein Regionalbewußtsein zum Tragen. Aufschlußreich ist dabei der Blick auf die Träger dieses Bewußtseins, auf ihr Verhalten. Es zeigt sich, daß Verwirrung vorherrscht.

Vor allem fällt auf, daß das Regionalbewußtsein in Siebenbürgen, das sich als fortschrittlich westlich geprägt versteht, ethnisch und religiös gespalten ist. Im Schlagabtausch zwischen den beiden großen historischen Nationsgruppen Siebenbürgens, den Ungarn und den Rumänen, ist das Regionalbewußtsein abwechselnd Kronzeuge und Tabu. Sie mögen sich in ihren regionalen Interessen gegenüber der Buka-

rester Zentralverwaltung vielleicht einig sein und das im Gestus der Überlegenheit, den sie im Selbstverständnis ihrer Zugehörigkeit zu Mitteleuropa, die 1918 politisch endete, zelebrieren. Politisch und kulturell aber ist die Provinz bis heute von ethnischer Konkurrenz, Rivalität und Mißtrauen geprägt, die sich allerdings in der Regel auf die rhetorische Ebene beschränken. Man lebt weitgehend ethnisch getrennt, definiert die Interessen ethnisch, und sucht sich sogar gelegentlich gegenseitig zu schaden. Auch die Kirchen, in die man geht, sind ethnisch bestimmt: Den Ungarn gehören die protestantischen und katholischen Gotteshäuser, den Rumänen vor allem die orthodoxen. Allein die neoprotestantischen Freikirchen sind nicht an eine Ethnie gebunden.

Das heute rumänische Siebenbürgen ist auch ein Beispiel für die Widersprüchlichkeit der Peripherie. Man lebt dort offenbar im Selbstverständnis einer Mentalität, die teils vom Zentrum Mitteleuropa geborgt ist, deren Grundlagen man sich allerdings nur fragmentarisch angeeignet hat. Der von den Siebenbürgern oft geschmähte balkanische Charakter ist auch in dieser Provinz Rumäniens ein Faktor von beträchtlicher Bedeutung. Alltagsleben und Verhaltensweisen zeugen davon. Es wird zwar, wie in anderen Regionen am ostmitteleuropäischen Rand, ein gewisser *Genius loci* gepflegt, der, wie der Fall Hermannstadt zeigt, alle Verwerfungen zu überstehen scheint, sogar die beträchtlichen demographischen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte, aber eindeutig an wirksamer Substanz verloren hat. Das Motiv des *Genius loci* scheint die politischen und kulturellen Diskurse zu bestimmen, aber auch das Identitätslamento in der Bevölkerung bezieht sich darauf. Realität und Rhetorik gehen dabei oft weit auseinander. Denn es kann ja nicht sein, daß das fast komplette Verschwinden der Siebenbürger Sachsen und Juden oder die massive Abwanderung von Teilen der ungarischen Eliten nach Budapest sowie der Nachzug von Rumänen aus dem Altreich bzw. ihre gezielte Ansiedlung durch das national-kommunistische Regime Ceauşescus folgenlos geblieben sind. So hat die Ansiedlung von Arbeitskraft zu einem rasanten Anwachsen der Stadtbevölkerung geführt, was einen rapiden Urbanitätsverlust nach sich zog, eine Verstärkung des Agglomerationscharakters der betroffenen Ortschaften.

Aufgeklärte Peripherie?

Wenn die Öffnung der Gesellschaft nach dem Ende des Kommunismus ein Erstarren des regionalen Bewußtseins hervorgebracht hat, so ist damit noch nicht eine tiefgreifende Modernisierung verbunden. Die Transformationen vollziehen sich in großem Tempo, und die Hinwendung zum Westen geschieht vor allem durch eine ebenso schnell angeeignete Sprachregelung. Wenn man Siebenbürgen heute als multikulturell bezeichnet, ist das zumindest eine oberflächliche Beschreibung. Beherrscht wird die siebenbürgische Öffentlichkeit schließlich vom Kräfteressen

zwischen Rumänen und Ungarn, von der Fähigkeit zu einer gewissen Sportlichkeit in der Auseinandersetzung auf beiden Seiten.

In der innersiebenbürgischen Meinungsbildung gilt die Region als aufgeklärt, in der europäischen Imagination als mythischer Ort. „Sie werden sich fragen, wie man Transsylvanier sein könne“, schreibt Dora d'Istria, „Transsylvanier kommt Ihnen wahrscheinlich wie Mandschu vor oder Tibetaner.“ Sie schreibt es 1859 in einem Brief aus Kronstadt – und dies gilt auch heute noch. Auch für den Budapester Blickwinkel. Für das pannonische Ungarn hat Siebenbürgen den Stellenwert eines Hinterland-Mythos. Eine siebenbürgische Identität gibt es nur in Relation zur Zentralverwaltung in Bukarest, zu Ungarn und zum Westen, den man hier als Mitteleuropa betrachtet. Zwischen diesen Polen wandert heute, vagabundiert das siebenbürgische Selbstverständnis.

Das komplexe kulturhistorische Wurzelwerk Rumäniens, das durch die kommunistische Ideologie und Politik zumindest in seiner Zuordnung zu kappen versucht wurde, ist mit der Wende 1989/90 freigelegt worden. Vieles davon ist aber nicht mehr zu beleben. Jedenfalls nicht in seiner früheren Form. So etwa die unierte, die griechisch-katholische Kirche, die Motor der historischen Aufklärung der Rumänen Siebenbürgens war, nicht zuletzt durch ihren Bezug auf Rom. Dieser hatte die „Siebenbürgische Schule“ des 18. Jahrhunderts und ihre folgenreichen Thesen zur nationalen Identität der Rumänen als Lateiner erst möglich gemacht. Die griechisch-katholische Kirche wurde trotz aller Verdienste um Bildung und Kulturgeschichte vom rumänischen Zentralismus stets als dissident begriffen. Ihre ursprüngliche Substanz ist heute, nach ihrer Zerschlagung durch den Stalinismus, wohl kaum reproduzierbar. Sie, die während der gesamten kommunistischen Herrschaftszeit verboten blieb, gehört mit ihrem josephinischen Hintergrund zum habsburgischen Toleranz- und Integrationsmodell.

Im 19. Jahrhundert wurde am ostmitteleuropäischen Rand vor allem durch die romantische Verwertung von Volkswissen und Volkskultur Entscheidendes für die moderne Identität dieser Völker geleistet. Was ihnen jedoch weitgehend fehlte, ist die Verknüpfung der Ethno-Romantik mit dem rasanten Hegemonialdiskurs der Naturwissenschaften, wie sie im westlichen Europa hergestellt worden war. Dem durchaus vorhandenen Wissen um die Modernisierungsprozesse fehlt das Erlebnis der Entdeckung. So haben Länder wie Rumänien auch gegenwärtig mehr Diskontinuitäten als Kontinuitäten aufzuweisen. Die plötzliche Enttabuisierung von 1989 konnte daran nichts ändern, sie hat die Phänomene der Ungleichzeitigkeit noch verstärkt. Nichts mehr war verboten, aber das nicht mehr Verbotene erwies sich in den meisten Fällen als melancholische Institution, als Uhr ohne Uhrwerk.

Mit der Betonung der „siebenbürgischen Mentalität“ will man ein Instrument für die siebenbürgischen Interessen schaffen. Autonomie-Ideen sind nicht nur von ethnischen Gruppen geprägt worden, am Ende der 90er Jahre wurden sie auch von rumänisch-siebenbürgischen Regionalisten artikuliert, all diese Initiativen haben

aber nicht allzuweit geführt. Sie gipfelten in einem Memorandum an das Parlament für eine regionale Verwaltungsstruktur Rumäniens. Die Unterzeichner waren Rumänen und Ungarn. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union werden die Regionalisten für ihre Interessen geeignetere Foren vorfinden, im Vergleich zu dem, was die nationale Öffentlichkeit bisher bieten konnte.

Bilder der Beschleunigung

Wenn Siebenbürgen sich als das bessere Rumänien darstellt, so ist das auch Ausdruck einer regionalistischen Rhetorik, der Selbststärkung gegen das bessere Wissen über die eigenen Defizite. Das Regionalbewußtsein scheint darin zugleich eine Strategie zu sein, die erfahrene Beschleunigung in den Transformationsprozessen seit 1989/90 zu bewältigen. Sie mag für Rumänien besonders gravierend sein, da die Kommunisten in ihrer Propaganda zwar dem Fetisch der Industrialisierung folgten, ihre Ideologie und Politik der Kontrolle zogen aber nichts als Isolation und Innovationsschwund nach sich. So lebte man in einer verordneten Langsamkeit, mit der die traditionelle Langsamkeit ihre Fortsetzung erfuhr und die damit die Lethargie der Peripherie weiter festigte.

Die Modernisierung verlangt nun dem Einzelnen nicht selten Lernprozesse ab, die ihn überfordern. Die Prozesse verlaufen weniger nach Maßgabe aufklärerischer Ideale, sondern gestalten sich vor allem als Machtkämpfe und Scharmützel von Eliten, für die vertraute Sicherheiten nicht mehr gelten. Geistig illuminiert wird die Szene bestenfalls punktuell. In diesem Kontext ist auch die Neigung einer wild konkurrierenden Presse zu sehen, nicht aufzuklären sondern zu enthüllen. Die postkommunistische Gesellschaft gleicht einem Mechanismus mit gelockerten Schrauben. Kurz gesagt: Es gibt Orientierungsprobleme und es gibt Ängste – doch trotz allem eine rationale Grundierung. Der Westen wird grundsätzlich angenommen, sein Programm der Ästhetisierung des Lebens wird begrüßt. Kein Wunder, nach dem Kasernen-Design von vor 1989. Was aber ist unter dieser Ästhetisierung zu verstehen?

Der Druck auf den einzelnen wird nach dem Beitritt zur Europäischen Union weiter wachsen. Wer die europäischen Standards genießen will, muß auch die entsprechende Leistung aufbringen. Damit aber wird ein weiterer Aspekt der Transformationsprozesse deutlich, die auch im Sinn einer fortschreitenden Aufklärung verstanden werden können: der Konsum. Eine Gesellschaft braucht Zeit, um sich darüber klar zu werden, daß der Wille zum Konsum zwar legitim, aber nicht die ausreichende Rahmung des Lebens ist. Vielmehr braucht es in der Konsumgesellschaft auch den mündigen Konsumenten. Selbst die alte Schmeichelei, der Kunde sei König, enthält einen wahren Kern. Sie besagt, daß man es mit dem selbstbestimmten Individuum, mit dem Menschen als Bürger zu tun hat; ein Gedanke, der

sowohl in der Renaissance als auch der Reformation entwickelt wurde und seither treibendes Moment in der Modernisierung von Gesellschaften ist – gegen alle totalitären Rückschläge des 20. Jahrhunderts.

Eine Transformationsgesellschaft ist einem umfassenden Umbau der Sprachregelungen unterworfen. Mehr noch als die Realitäten ändern sich die Namen, die man ihnen gibt. Der Neuigkeitswert der Deskription kann Zuversicht erwecken, aber auch Täuschung sein. Aufklärung, folgt man ihren historischen Intentionen, bedeutet im Medienzeitalter nicht zuletzt Warnung vor der Manipulation. Die Lücken, die die erschöpften ideologischen Diskurse der kommunistischen Zeit hinterlassen haben, werden seither munter von werbestrategisch platzierten Angeboten besetzt. Mit ihnen realistisch umzugehen, d. h., sie zu nutzen, ohne ihnen zu verfallen, ist für den einzelnen, der im Sog der Transformation lebt, nicht einfach. Alles ist plötzlich greifbar und gleichzeitig fragwürdig.

Vom kollektiven Geheimnis

„Jedes Volk“, schreibt der Kulturphilosoph Mircea Vulcanescu in der Einführung zu seinem Essay „Die rumänische Dimension des Seins“, „hat ein eigenes Antlitz und einen bestimmten Gesichtspunkt, von dem aus es die Welt betrachtet und für die anderen widerspiegelt. Jedes Volk macht sich ein Bild von der Welt und vom Menschen, in Abhängigkeit von der Dimension, in der sich ihm selbst die Existenz darstellt.“

So ist fast jedes europäische Volk der Meinung, mindestens ein Wort zu haben, das sich nur unvollkommen übersetzen lässt. Im Rumänischen ist es das Wort „dor“. Es wäre auf deutsch mit „Sehnsucht“ nicht ganz getroffen. Ein unübersetzbares Wort ist eines, das gewissermaßen nur für seine Sprecher gilt. Sie haben damit ein kollektives Geheimnis. Das Wort aber wird zum Wappen der Originalität.

Rumänien versteht sich in einer ostmitteleuropäischen Randlage, es ist stets darum bemüht, nicht mit dem Balkan in Verbindung gebracht zu werden – als könnte dieser es um seine europäische Existenzberechtigung bringen. Dabei ist das Land kulturell vielfach mit dem Balkan verknüpft, nicht zuletzt durch Folklore und Gastronomie, vor allem aber durch die von Byzanz ausgerufene orthodoxe Religion und deren mentales Substrat. Rumäniens Sonderstellung ist nicht nur eine geographische auf beiden Seiten der Karpaten, die bekanntlich die mitteleuropäische Ostgrenze bilden, es ist eine dezidiert kulturelle. Bei den Debatten um den EU-Beitritt glaubten rumänische Kommentatoren in Brüssel eine „kalvinistische Konspiration“ zu erkennen.

Rumänien ist das einzige Land mit einer romanischen Sprache im Südosten Europas und das einzige romanisch geprägte Land, das durch die Ostkirche christianisiert wurde. So gesehen ist es, jenseits der journalistischen Klischees, wirklich ein

Land zwischen Ost und West, Melange und Hysterie in einem. Die orthodoxe Kirche hat bis heute ihre traditionelle Machtstellung in der rumänischen Gesellschaft bewahren können. Das zu 90 Prozent tendierende Bekenntnis der Bevölkerung zum Glauben stellt im ostmitteleuropäischen Vergleich eine geradezu sensationelle Größenordnung dar. Es gibt in Rumänien trotz des kommunistischen Wirkens kaum Atheisten. Anzumerken ist aber auch eine weitreichende Kollaboration der Kirchenführung mit dem totalitären Regime, die bereits 1948 mit der Übernahme von Vermögen der unierten Kirche begann. Die Vermögenswerte wurden zum großen Teil bis heute von der orthodoxen Kirche nicht zurückgegeben. Darüber hinaus ließ diese Kirche ihre eigenen Priester, die politisch aufgebehrten, wie Gheorghe Calciu, der 1979 wegen seiner Predigten an die Jugend inhaftiert wurde, im Stich. Sie wehrte sich nicht einmal, als der Diktator Ceaușescu mit dem Abriss von Kirchen begann.

Trotz aller kulturellen Bindungen sieht man in Rumänien den Balkan vor allem als Bedrohung an. Überall wittert man bis heute wohl die Gefahren der Turkokratie, ihre Spätfolgen oder vielleicht auch nur das negative Image, das damit zusammenhängt. Die rumänischen Fürstentümer befanden sich zwar über viele Jahrhunderte im osmanischen Einflußbereich, sie hatten aber in diesem eine Sonderstellung als tributpflichtige selbstverwaltete Territorien, im Unterschied zu den Balkanländern wie Bulgarien, die unter direkter osmanischer Administration standen.

Das politische Erbe aus den letzten Jahrhunderten ist eine Last und wird auch so empfunden. Es geht dabei um die osmanische und die sowjetische Herrschaft und den Versuch der europäischen Gestaltung dazwischen, vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Sowjetisierung. Diese Jahrzehnte, und darunter vor allem die Zwischenkriegsära von 1918 bis 1945, werden als Anknüpfungspunkt für die heutige Entwicklung beschworen. Wenn die osmanische und die sowjetische Herrschaft als Grund für den Stillstand angesehen werden, so gilt die Zeit des Nationalstaats als Wiedergeburt der Nation im Zeichen der europäischen Moderne, als Aufbruchszeit. Es herrscht eine Neigung zur Glorifizierung der Nationalstaatsära. Dabei vergißt man gern, daß der Anschluß an den europäischen Markt spät erfolgte und nie vollständig durchgesetzt werden konnte. Große Teile der Gesellschaft sind bis heute traditionell agrarisch geprägt, ein urbaner Mittelstand konnte sich in der Hektik der Anpassung an die Moderne nicht herausbilden. Nicht alle Ursachen für Lethargie und Korruption sind der osmanischen Europafeindlichkeit und dem stalinistischen Terror zuzuschreiben. Manches davon läßt sich auch auf das Tempo der Modernisierung von oben in der Nationalstaatszeit zurückführen. Auch daraus resultiert die Macht der Staatsbürokratie und eine fragwürdige Elitenbildung aus ihren Reihen.

Der jetzige Beitritt zur Europäischen Union erscheint als ein zweiter Aufbruch in die Moderne. Nato und Europäische Union sind dafür nicht nur der Rahmen, sie sollen vielmehr der Garant sein, daß es nicht wieder zu imperialen Blockaden der selbst angestrebten Perspektive kommt.

Wenig Interesse dagegen gibt es für die Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit. Das kommunistische System war auffallend stark verankert, durch Repression im Stalinismus, durch Kollaboration und vor allem durch seine Fusion mit nationalistischer Rhetorik. Rumänien distanzierte sich früh von der Sowjetunion, 1968 durch die Verurteilung des Einmarsches in die Tschechoslowakei sogar spektakulär.

In späteren Jahren wurde daraus eine paradoxe Falle. Je mehr sich die Versorgungslage in Ceaușescus Rumänien verschlechterte, desto größer wurde das Bedürfnis des Regimes, vor der russischen Gefahr zu warnen. Die Nationalkommunisten suchten sich damit historisch gewachsene Emotionen und Ressentiments in der Bevölkerung zunutze zu machen. Die Verzweiflung der Bevölkerung aber erreichte Mitte der 80er Jahre ein solches Ausmaß, daß man sich gegenseitig die neuesten Gerüchte von der guten Lebensmittelversorgung im benachbarten Bulgarien zutrug. Manche Bukarester fingen an bulgarisch zu lernen – wegen des bulgarischen Fernsehprogramms. Rumänien war damals in der Imagination der Bevölkerung in vier Regionen aufgeteilt: Es gab den Südwesten, in dem man jugoslawisches Fernsehen sehen konnte, den Westen mit ungarischem Fernsehen, den Süden mit bulgarischem und den Rest des Landes mit dem Ceaușescu-TV.

Was die aktuelle ökonomische Lage betrifft, sollte man sich keine Illusionen machen. Es wird auch für die Europäische Union ein Experiment sein. Noch nie lagen Wirtschaftsleistung und Pro-Kopf-Einkommen von Beitrittsländern und der EU-Durchschnitt so weit auseinander. Wie die Ökonomie Rumäniens und damit auch seine sozialen Systeme die Anpassung an den EU-Markt verkraften werden, muß sich noch zeigen. Zumal das institutionelle Gefüge weiterhin ungefestigt ist und seine nötigen Reformen zum Teil forciert im Hinblick auf die Erfüllung der Beitrittsbedingungen durchgeführt wurden. Andererseits wird durch die Öffnung mit den Investitionen aus den Altländern der Europäischen Union vieles an Problemen vorerst ausgeglichen werden, oder auch nur verdeckt.

Auf dem Weg zum Berg Athos

Durch die Aufnahme Rumäniens und Bulgariens überschreitet die Europäische Union die ostmitteleuropäische Grenze. Sie erreicht aber auch eine Landverbindung nach Griechenland. Für die beiden orthodox geprägten Völker öffnet sich damit die Grenze zur Ägäis und zum Berg Athos.

Die Kette der Klöster von der rumänischen Moldau bis ins bulgarische Rila und nach Roshen bei Melnik findet damit zu ihrem historischen Endpunkt zurück: zur Normalität. So gewinnt die politisch längst gescheiterte Orthodoxie ihren spirituellen Raum zumindest teilweise zurück. Europa baut damit seinen byzantinischen Teil aus. Ob und welche Vorteile es daraus beziehen kann, wird man sehen. Gleichzeitig erreicht die Europäische Union aber auch das Schwarze Meer und wird dort

zum regionalen Akteur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Türkei und der Ukraine.

In geopolitischer Hinsicht bildet das Scharnier, das nach Griechenland und zur türkischen Grenze gelegt wird, eine Öffnung zu weiteren Themen. Mit dem Legen des Scharniers wird der unruhige Westbalkan zum Binnengebiet der Europäischen Union, mit Rumänien und Bulgarien können für die Länder des Westbalkans Beispiele für Stabilität vorgezeigt werden. Auf der anderen Seite öffnet das Schwarze Meer den Blick nach Kleinasien und in den Kaukasus, zu neuen Orten der Unruhe.